

Psychoanalytische Aspekte der weiblichen Adoleszenz

Burkhard Müller

Luise Winterhager-Schmid

Einleitung zum Themenblock:

Psychoanalytische Aspekte der weiblichen Adoleszenz

Unter dem Thema „Psychoanalytische Aspekte der Adoleszenz“ führte die Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft „Pädagogik und Psychoanalyse“ Ihre 8. Arbeitstagung Ende November 1991 in Hildesheim durch. Ein Teil der Beiträge aus dieser Tagung wird an dieser Stelle dokumentiert. Im Mittelpunkt der Tagung standen psychoanalytische Aspekte der weiblichen Adoleszenz. In den letzten Jahren hat eine Reihe feministisch inspirierter Arbeiten eine lebhaft Diskussions entfacht, in der es vor allem darum geht, die androzentrischen Verzerrungen in der psychoanalytischen Theorie der psychosexuellen Entwicklung zu korrigieren. Stand hier bisher die These vom Mädchen als dem geschlechtsspezifischen Mängelwesen im Vordergrund, d.h. also die These von einer Geschlechtsidentität, die durch die Entdeckung ihrer Fehlerhaftigkeit (Penislosigkeit), beim Mädchen einen resignativen, zur Fügsamkeit und Über-Ich-Defizienz neigenden Narzißmus auslöse, so stellt die feministisch inspirierte psychoanalytische Diskussion die alte These von der narzißtischen Wunde des Mädchens (Jacobson 1978) in einen neuen kulturkritischen Bezugsrahmen. Zum einen wird die kulturelle Codierung des Geschlechtsunterschieds unter der phallischen Binomik von Verherrlichung und Verachtung/Herabsetzung als Ausdruck kultureller Dominanz männlich-patriarchaler Wertsetzungen jetzt konfrontiert mit einer Neudeutung und Neubewertung der „weiblichen“ kulturell erworbenen Fähigkeiten: Bezogenheit, Fürsorglichkeit, Nicht-Verleugnung von Abhängigkeit. Diese Konfrontation hat zur Konsequenz eine kritische Relativierung der traditionell „männlichen“ Werte (Autonomie, Mangel an Bezogenheit, Tendenz zur Verleugnung von Abhängigkeit). Des weiteren wird die in der psychoanalytischen Theorie der weiblichen Entwicklung so stark betonte Rolle des Objektwechsels relativiert und neu gewichtet. Die Intensität und Qualität der Mutter-Tochter-Beziehung als Basis der Geschlechtsidentität tritt in den Vordergrund. Es geht um die Potenzen und Ambivalenzen dieser ersten unauflöselichen Liebes- und Bindungserfahrung an die Mutter als einer Mir-Gleichen (Chodorow 1985). Die Revision der androzentrisch verzerrten Sichtweise auf die psychosexuelle Entwicklung der Frau führt zu kulturellen Akzentuierungen, in denen es um die seelische und kulturelle Überwin-

dung von entwertenden weiblichen (Auto-)Stereotypen ebenso geht wie um den Einfluß, den gesellschaftlich herrschende Geschlechterpolaritätskonstrukte auf das weibliche Selbstbild haben.

Gerade weil nach psychoanalytischer Auffassung die Adoleszenz als „zweite Chance“ oder als „zweite Geburt“ (Rousseau) betrachtet werden muß, und gerade weil die Adoleszenz die Lebensphase ist, in der die kulturellen Muster familialer Wertsetzungen aufgebrochen werden, muß sich das Denken zur Genese der weiblichen Geschlechtsidentität aus dem Gehege einer falsch verstandenen frühkindlichen Determinierungstheorie herausbegeben.

Die neueren Forschungen zur Adoleszenz, insbesondere zur Entstehung weiblicher Geschlechtsidentität folgen implizit oder explizit der von Devereux ausformulierten komplementaristischen Methode (Devereux 1972) als einem doppelten Diskurs zwischen Soziologie, Kulturtheorie und Psychoanalyse. Gerade die kulturkritisch-kulturtheoretische Potenz der Psychoanalyse zeigt sich im doppelten Diskurs der feministisch inspirierten psychoanalytischen Frauenforschung in aktueller Gestalt, geht es doch hierbei vorrangig auch um die kulturkritische Überwindung problematischer, einseitig männlich dominierter Idealbildungen.

Im Eröffnungsvortrag berief sich Wilfried Gottschalch (Amsterdam) auf die komplementaristische Methode, er setzte das psychoanalytische Konstrukt „Adoleszenz“ in Beziehung zur „soziokulturellen Matrix“ als kultureller historisch wandelbarer „Angebotsseite“, die Verlauf und Wertsetzungen in der Adoleszenz sozial fundiert. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Frage nach den Chancen, die Jugendliche heute haben, ihre Adoleszenz beenden zu können. Seine These: Wo Erwachsensein für Jugendliche gesellschaftlich verhindert wird, weil das soziale Wertesystem „Erwachsensein“ entwertet ist, mißlingt das Ablösungs-geschehen; aus der „endlichen Adoleszenz“ wird die „unendliche Adoleszenz“. Gottschalch geht es also um die kritische Überprüfung gesellschaftlicher Ausformungen von Erwachsensein. Dem aus der Psychoanalyse gewonnenen Modell eines zur Zufriedenheit im Genuß, zur sinnvollen Arbeit und zur sinnvollen Muße fähigen Erwachsenen, der in der Elternschaft ein „versöhnliches Über-Ich“ mit Fähigkeit zur Einfühlung und Abgrenzung verbindet, stellt er gegenüber die „Spirale des negativen Austauschs“. Hier beherrschen anstelle des Genusses die unersättliche Begierde mit ihrer Unfähigkeit zu gelassenem Behalten und Halten das kulturelle Bild von Erwachsensein. Unter dem gesellschaftlichen Diktat eines „desintegrierten Narzißmus“ ist Ablösung für Adoleszente ebenso erschwert wie die eigenverantwortliche Partizipation an gesellschaftlich relevanten, zufriedenmachenden Erwachsenenrollen. Einen kritischen Zugang zur aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung jugendlicher Selbstbilder und Selbstdefinitionen bietet auch der Beitrag von Jürgen Helsper (Frankfurt). Anhand dreier Fallstudien weiblicher Jugendlicher geht es ihm um exemplarische Fälle zum Beweis der „Dominanz des Imaginären“. Auch in diesem Beitrag werden psychoana-

lytische und soziologische Theorieansätze miteinander produktiv in Beziehung gesetzt. In Auseinandersetzung mit den gegenwärtig lebhaft diskutierten Individualisierungsthese von Ulrich Beck spitzt Helsper seine Kritik zu auf die Frage, wie weit nicht der Beck'sche Theorieentwurf, sofern er ausgeht vom „ichzentrierten Subjekt, das aktiv handelnd zum Produzenten seiner Biographie wird, sich rational entscheidet, äußerer Kontrolle trotzt und darin seine souveräne Autonomie wahr“, nicht wieder der falschen Idealbildung vom Individuum als dem „kontrollierend-rationalen Souverän“ aufsitze, einem Ideal, das die rasante Dynamik gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse in eine katastrophale Sackgasse führt. Helsper geht es darum, die Belastungen und Risiken ernstzunehmen, in die gerade weibliche Jugendliche unter dem Diktat unbegrenzt autonomer rationaler Handlungspostulate in der Moderne geraten. Helpers These: der Beck'sche Entwurf des „ichzentrierten Weltbildes“ verstärke ohnehin vorhandene Tendenzen zur „inflationären Entwicklung sozialer Diskurse des Selbst“. Solche Diskurse kreisen verstärkt um den Mythos vom souveränen Ich, das sich in illusionären Selbstbildern der Autonomie, der Unverletzlichkeit und der sozialen wie seelischen Autarkie phantasmatisch überhöht. Untersucht werden drei Mädchenbiographien, deren „fiktionale Individuation“ sich kleidet in einen fiktiv-männlich-heldischen Selbstmythos von Einzigartigkeit, Stärke, Souveränität, grenzenloser Unabhängigkeit, ein phantasmatisches Selbstbild, das sich bis zum Mythos der Selbsterschaffung steigert. Helsper kontrastiert diesen Selbstmythos mit dem eklatanten inneren wie äußeren Scheitern der drei jungen Frauen. Ihr männlich-heldischer Selbstmythos dient der Abwehr von Verzweiflung und Ohnmacht. Hinter den „phantasmatischen Selbstentwürfen“ verbirgt sich der „uneingelöste Anspruch auf Nähe, Verbundenheit und Abhängigkeit im positiven Sinne“, ein Anspruch, den die Mütter der Mädchen ebensowenig einlösen wie deren Väter. Auch in Helpers Beitrag wird die Problematik der kulturellen Bewertung und Selbstbewertung des Weiblichen als des Schwächlich-Unterlegenen, des Parasitären, des Inkompetent-Ausbeuterischen deutlich, wo es um die Frage geht, weshalb diese jungen Frauen für ihren phantasmatischen Selbstentwurf auf die Chiffren männlicher Heroik zurückgreifen müssen, um dem Mythos der Unbesiegbarkeit selbstdefinitorische Bilder zu verleihen.

Um die körperlichen Einschreibungen entwertender kultureller Definitionen von Weiblichkeit geht es Karin Flaake (Frankfurt) in ihrem Beitrag. In vielen neueren Arbeiten wird gut belegt, daß Mädchen in der Adoleszenz stark an Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein einbüßen, während bei adoleszenten Jungen das Selbstvertrauen in die eigenen Kompetenzen erstaunlich stark steigt. Davon ausgehend untersucht Karin Flaake Einflüsse des weiblichen Körperselbstbildes auf die Selbstdefinitionen und Selbstbilder von Frauen. Ihre These: Solange die körperliche Geschlechtsidentität der Frauen verknüpft bleibt mit männlichen Entwertungen, können Frauen sich nicht unabhängig machen von

der narzißtischen Bestätigung durch Männer, können sie nicht für sich selbst ihrer körperlichen Identität Wert verleihen. Solange das weibliche Selbstbild sich zentriert um das Bewußtsein des Mangels – und dieses Bewußtsein entstammt einer kulturell ausgeformten Wertsetzung des Penis als des überlegenen Organs – bleibt für Frauen eine „Leerstelle“ als Fehlen eines elementaren Gefühls für den Wert des eigenen sexuellen Körpers.

Karin Flaake tritt dafür ein, den weiblichen Adoleszenten Räume zu schaffen, in denen Mädchen unabhängiger von den männlich geprägten Normen von Weiblichkeit ihre eigenen Körpererfahrungen und Körperwünsche aushandeln können, um damit ihr Selbstvertrauen und ihre sachorientierten Neugierkompetenzen aus den einengenden männlichen (oder auch mütterlichen) Stereotypen der Gefügigkeit und der Unterordnung zu befreien.

Regina Becker-Schmidt (Hannover) schließlich unterzieht die feministisch inspirierte psychoanalytische Diskussion zur weiblichen Entwicklung, insbesondere die Thesen Nancy Chodorows, einer kritischen Revision. Trotz ihrer Zustimmung zu deren Grundannahme, „die Mutter-Tochter-Beziehung in den Mittelpunkt zu stellen“ (und von dort die Bedeutung des Vaters zu bestimmen), wirft sie Chodorow vor: sie habe mit ihrem Ansatz die triebtheoretische Komponente (i.e. „die infantile weibliche Sexualität“) hinausdefiniert und füge so „der gesellschaftlichen Desexualisierung der Frau als Mutter nur eine neue Begründung hinzu“. Becker-Schmidt verweist auf Versuche, gerade die (homo-)sexuelle Komponente in der Mutter-Tochter-Beziehung (und nicht nur die Dimension der „primären Liebe“) zur Geltung zu bringen und stellt die Frage nach deren Tabuisierung in einer durch (männlich definierte) Heterosexualität geprägten Kultur.